

DIE UHR IST DIE RAKETE

Mit Ende 30 hatte Patrick Hohmann einen absurden Einfall:
Er wollte eine Uhr aus Raketenschrott bauen.
Heute verkauft er davon bis zu 3000 Stück im Jahr.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Frank Röth

Einmal war Patrick Hohmann dabei, als der Schrott vom Himmel fiel. Im Niemandsland der Steppe, 80 bis 120 Kilometer östlich des Weltraumbahnhofs, in der schier unendlichen Weite, wo es ganz still ist und nur nach Gräsern riecht. Und wo deshalb umso mehr los ist, wenn mal was passiert, wenn sich zum Beispiel eine Sojus-Rakete, die soeben am Weltraumbahnhof Baikonur gestartet ist, von ihren Boostern trennt. Ein Donnergeroll der Technik, mitten in der Natur. Patrick Hohmann wusste, wann die Rakete starten würde, er wusste, dass es knapp zwei Minuten dauern müsse, bis der Lärm in der Sperrzone der kasachischen Steppe einsetzen, bis der Booster und die Spitze der Rakete zu Boden segeln würden. Er konnte die Zeit stoppen, auf seiner Uhr, deren Einzelteile zuvor auch vom Himmel gefallen waren.

Vor neun Jahren hatte Patrick Hohmann den verwegenen Einfall. In der Uhrenbranche kennt man sich aus mit „höher, schneller, weiter“, auch mit Superlativen ist man vertraut. Eine Geschichte macht eine Uhr maßgebend, mit einer Luxusuhr geht es für Taucher in menschenfeindliche Tiefen, Rennfahrer tragen sie im Cockpit, Segler auf der Weltmeeren. Die Omega-Speedmaster begleitete Buzz Aldrin bei der ersten bemannten Mondlandung und seitdem viele weitere Astronauten.

Patrick Hohmanns Idee aber ging darüber hinaus: Was, wenn die Uhr mehr als eine Geschichte zitieren würde? Wenn sie selbst ein Teil davon wäre? Was, wenn die Uhr eine Rakete wäre?

Auf diesen Gedanken kam er hienieden, beim Joggen an einem Zürcher Bachlauf, dem Werenbach. Schon immer war Hohmann, der heute 46 Jahre alt ist, vom Weltall fasziniert. Er las jeden Artikel darüber, der ihm in die Finger kam. Und er interessierte sich so für Uhren, dass er vor jedem Schaufenster stehen blieb. Vor allem nach der Omega-Speedmaster hielt er Ausschau. Diese Monduhr wollte er haben, und an die dachte er nun auch beim Joggen. Am Handgelenk trug er eine Swatch, immerhin aus Stahl.

Er war damals beim Joggen in der irritierenden Lebenslage, nicht genau zu wissen, was er künftig machen sollte. Er hatte jahrelang in Kommunikationsabteilungen gearbeitet und war verantwortlich dafür, Marken neu zu erfinden. Er sei es gewohnt gewesen, 200 Prozent zu arbeiten, sagt er. Sein Vater hatte ein Textilunternehmen für ökologische Bekleidung, da sollte er eigentlich einsteigen. Also kündigte Hohmann seinen Job. Doch dann geriet das familiäre Unternehmen in finanzielle Schwierigkeiten, hinzu kam ein Vater-Sohn-Konflikt. „Er ist ein Pionier in seiner ganz eigenen Welt“, sagt Hohmann über seinen

Vater. Am Ende der Überlegungen stand die Entscheidung, besser nicht zusammenzuarbeiten. Das war der Anfang von Hohmanns Idee, eine Uhr aus einer Rakete zu bauen. „Dazu kam eine Schwäche für unmögliche Projekte.“ Hohmann wohnte damals seit mehr als einem Jahrzehnt in Zürich, war Ende 30, geboren in Stuttgart und aufgewachsen in der Zentralschweiz.

Metallplatten mit den Flaggen der Astronauten, ein riesiges zerknautschtes Auspuffrohr, der Windschutz einer Rakete: Der Schrott liegt auch heute in seinem Atelier in Zürich. Patrick Hohmann arbeitet jetzt mit Raketen-Memorabilia, obwohl es bis dahin ein langer Weg war. Sein erster Gedanke, nachdem er sich für den Uhren-Plan entschieden hatte: Es müsste selbstverständlich amerikanisches Raketen-Material sein. Hohmann versuchte, über verschiedene Kanäle mit den Behörden Kontakt aufzunehmen und verlor dabei viel Zeit. Amerika sollte es schon sein. „Viel seriöser als russi-

sches Material. Aber das stellte sich dann als unmöglich heraus. Die Weltraumbahnhöfe sind alle an den Ostküsten der Kontinente, und die Raketen fliegen gen Osten, insofern landet das alles im Meer.“ Anders in Russland, wenn es vom Weltraumbahnhof Baikonur aus losgeht. „Diese Raketen fallen in Kasachstan herunter.“

Nachdem sich die Option Kasachstan eröffnet hatte, fragte Hohmann zwei Freunde und fuhr mit ihnen dort hin. Über einen Zürcher Filmemacher, der sich zuvor mit Weltraumtourismus beschäftigt hatte und jemanden kannte, der jemanden kannte, landete er schließlich bei dem für die militärische Sperrzone in der kasachischen Steppe lizenzierten Raketenschrottsammler. „Wenn man in Kasachstan ist, funktioniert erst mal gar nichts“, sagt Hohmann. „Es war dann auch so, dass diese Person gar nicht da war, sondern mehr als 1000 Kilometer entfernt in einer anderen Stadt.“

Hohmann reiste hinterher – und bekam eine Idee davon, wie er künftig an die Arbeit gehen müsse: mit stark veränderten Vorstellungen. „Das Rudimentärste konnten wir aufgleisen.“

Dachte er zu diesem Zeitpunkt zumindest. Zurück in Zürich, nachdem er ein paar Teile mitgenommen hatte und dabei war, auf der Basis dieses Materials Uhren zu bauen, versuchte er seinen kasachischen Schrottsammler zu erreichen. Aber der meldete sich nicht zurück. „Er wollte plötzlich nichts mehr von uns wissen. Er nahm das Telefon nicht mehr ab, vertröstete uns immer wieder, wechselte die Handynummer.“ Der Schrottsammler sprach kein Englisch und Hohmann kein Russisch. Drei Leute, die versuchten, ihn in Hohmanns Auftrag zu erreichen, gaben in dieser Zeit auf. Es waren zermürbende Monate für den Mann, der soeben auf Basis des Raketenschrotts, den er nur über einen einzigen Kontakt beziehen konnte, ein Unternehmen gegründet hatte.

So verrückt wie diese Idee war auch Hohmanns Reaktion auf den sich einstellenden Misserfolg: Er schrieb einen Roman über einen Typen, der aus Raketen Uhren baut. „Ich bin damals fast verzweifelt, das Projekt war festgefahren, ich bin in eine Krise gerutscht. Meinen Freunden konnte ich das gar nicht mehr erzählen.“ Also fing er an zu schreiben. Der Roman endet mit der Uhr, die tickt. Woche für Woche versuchte Hohmann auch in dieser Zeit, an den echten Schrotthändler zu gelangen. „Irgendwann habe ich mich entschieden, da noch mal hinzufahren.“ Im Nachhinein kann der Gründer nur spekulieren: „Ich glaube, er hatte Angst, Probleme mit den russischen Behörden zu bekommen, dass die ihm plötzlich verbieten könnten, das Material zu sammeln, weil er mit uns Geschäfte macht. Eine andere mögliche Erklärung: Er wusste



Schweizer Uhrwerk mit kasachischem Material: Bis die erste Werenbach-Uhr getickt hat, musste Patrick Hohmann viele Hindernisse überwinden.

gar nicht, wie er uns das Material zur Verfügung stellen sollte, wie man das aus Kasachstan rausbekommen würde.“

Als Hohmann in Kasachstan ankam, nahm er sich eine Übersetzerin. Und diese Frau war seine Rettung. „Das ist eine absolute Machokultur, und viele sind nicht richtig in der Lage, in Lösungen zu denken. Auch der Schrotthändler hat ausschließlich die Probleme gesehen. Aber diese Frau hat eine Lösung nach der nächsten produziert. Wir sind zur Materialprüfstelle gefahren, haben die Verpackung organisiert, haben das mit dem Logistiker geklärt. Sie hat auch zwischen ihm und mir vermittelt, denn ich

hatte Angst, dass er die Preise hochschrauben könnte und ich von ihm abhängig wäre.“ Am Ende tauschte Hohmann ein Bündel Geld gegen mehrere Tonnen Schrott der Sojus-Raketen – und die Verabredung, dass es so weitergehen würde.

Sein in der Krise geschriebener Roman über Uhren aus Raketen erschien im Bilgerverlag in der Schweiz. Und Hohmann baute selbst Uhren aus Raketen. Sein Unternehmen nannte er Werenbach, nach dem Ort, an dem er den Einfall hatte. Vier Kollektionen gibt es heute, die teuersten, die Soyuz, haben ein Gehäuse, das aus dem eingeschmolzenen Material der Dampfturbine der Raketen gefertigt ist, sowie ein Zifferblatt aus dem Booster. Die Booster-Teile sind mal unversehrt, wenn sie am Boden landen, mal zerkratzt – so variiert der Look jeder einzelnen Uhr. Die Elemente, die Hohmann verwendet, sind mit dem Logo des Raketenherstellers versehen oder mit den Nationalflaggen der Astronauten, die darin sitzen. Diese Uhren sind die aufwändigsten in der Herstellung – und die teuersten. Allein mit diesen Uhren könnte Hohmann sein Unternehmen nicht finanzieren, deshalb hat er in den vergangenen Jahren eine zweite Serie, später eine dritte und jetzt eine vierte hinzugesetzt. In der zweiten und dritten sind noch Zifferblätter aus Raketenmaterial, in der vierten Plaketten.

Zwischen 2000 und 3000 Stück verkauft der Gründer davon mittlerweile im

Jahr, an Menschen, die diese Idee einer Uhr fasziniert, deren Teile in Berührung mit dem Weltraum gekommen sind.

Jedenfalls ist das die schöne Vorstellung, denn abgesprengt, erklärt Hohmann, wird auf unter 100 Kilometern Höhe. Der obere Teil der Rakete, die Spitze, und die Booster an der Seite lösen sich auf Stufe eins, die Mitte auf Stufe zwei. Auf 45 Kilometern werden die ersten Teile gelöst, auf 80 Kilometern die zweiten.

Hohmann sagt, er habe mittlerweile ein geradezu familiäres Verhältnis zu seinem Schrottsammler. Der weiß auch, dass der Schweizer ausschließlich Material von bemannten Missionen verwendet; die Prägung auf der Rückseite des Gehäuses gibt Auskunft, um welche es sich handelt. Aktuell verbaut man bei Werenbach das Material, mit dem Alexander Gerst im vergangenen Jahr zur Mission „Horizon“ aufbrach. Er ist nicht der einzige Astro-

naut, der sich schon bei dem Unternehmen gemeldet hat und Einfälle zur Optimierung beitrug. Der kasachische Astronaut Aidyn Ajymbetow trägt eine Werenbach, auch der Däne Andreas Mogensen.

Nur: Die Astronauten selbst zu kontaktieren würde Hohmann nicht viel bringen. „Sie dürfen keine Werbung machen.“ Das liege daran, dass ihre Arbeit, anders als das etwa bei Profisportlern ist, mit öffentlichen Geldern finanziert werde. Dafür kam von Mogensen der Vorschlag, auf dem Zifferblatt auf einer Skala die Flugstrecke ins All nachzustellen – denn die läuft nach dem immer gleichen Muster. Und Alexander Gerst konkretisierte den Einfall, indem er nahelegte, das ganze „Launch Sequencer“ zu nennen. „Wenn die Rakete um 9.30 Uhr startet, dreht man den Ring auf diesen Punkt und kann dann am Minutenzähler ablesen, auf welcher Stufe die Rakete gerade ist“, sagt Hohmann. Auf Stufe 1,

Stufe 2, von 207 Kilometern an im Orbit. Die Internationale Raumstation (ISS) liegt auf 400 Kilometer Höhe.

Hohmann glaubt, eine neue Faszination für diese Themen zu erkennen. „Die Mondlandung war damals der Höhepunkt im Wettlauf. Aber jetzt sind wir in einer zweiten Phase, in der sich dieser Wettlauf reaktiviert. Alle wollen plötzlich dorthin und feste Stationen einrichten. Dann gibt es noch die privaten Raumfahrtagenturen, allen voran Elon Musks ‚Mission to Mars‘.“ Auch Jeff Bezos hegt mit „Blue Origin“ Ambitionen für eine Infrastruktur im Weltraum. „Die Karten werden gerade komplett neu gemischt.“ Während Hohmann in seinem Atelier, einem Ladenlokal an einer Zürcher Ausfallstraße, erzählt, leuchten im Hintergrund die Bilder der Erde von der ISS, abgespeicherte Live-Aufnahmen.

Hohmann reist noch hin und wieder nach Kasachstan, um neuen Schrott zu holen. „Ich bekomme mittlerweile so viel und so oft ich will, aber ich muss persönlich anreisen. Wenn die mit ihren Lastern aus der Steppe zurückkommen, ist das Zeug wild durcheinandergeworfen, dann wähle ich das aus. Oder ich wähle mich durch schon entladene Riesenberg von Material. Am Ende bin ich dann selbst schwarz vom Staub.“ Patrick Hohmann liest weiterhin alles über das Weltall, was er findet. Aber er bleibt nicht mehr vor jedem Uhrenschauenfenster stehen. „Das hat sich erledigt.“



Daraus werden mal Zifferblätter: Stück eines Sojus-Boosters mit Logo des Raketen-Herstellers.



Muss auch noch verarbeitet werden: Außenhaut des Sojus-Boosters im Atelier von Werenbach.



Soyuz mit Raketen-Stempel auf dem Zifferblatt



Dampfturbine als Material fürs Soyuz-Gehäuse